

„Was im Tode scheint verloren...“
Warum die Liebe stärker ist als der Tod
Fastenpredigt in Langförden, St. Laurentius
am 5. Fastensonntag 2017

Ein Mensch geht verloren

Was im Tode scheint verloren, so habe ich diese Fastenpredigt überschrieben. Verloren... Bestimmt haben Sie auch schon einmal etwas verloren. Die Brille verlegt, einen Schlüssel verloren. Das sind ärgerliche, aber vergleichsweise harmlose Verluste. Vielleicht kennen Sie aber auch Durchsagen wie diese: *Die kleine Jacqueline sucht ihre Eltern. Bitte melden Sie sich an der Information.* Das ist schon etwas Anderes: Ein Mensch geht verloren! Das ist schon eine andere „Hausnummer“. Mir ist das aufgegangen, als ich vor einigen Jahren meine Mutter plötzlich verloren habe. Ich hatte bis dahin schon sehr viele Menschen beerdigt und Trauernde hoffentlich einfühlsam begleitet. Aber dann stand ich vor dieser Erfahrung, auf die ich so nicht vorbereitet war. Dieser Tod kam im wahrsten Sinne des Wortes auf einen Schlag, ohne Vorwarnung. Es gab keine Gelegenheit für einen Abschied. Jetzt könnten Sie sagen: *Ja, aber Sie sind doch Priester. Sie müssten doch solche Gelegenheiten meistern. Das gehört doch zu Ihrem Beruf.* Aber Sie können mir glauben, auch als Priester und Seelsorger stand ich zunächst mit der Frage da: Wie kann das sein? Den Menschen, der mir das Leben gegeben hat, die Frau, die mich zur Welt gebracht hat, habe ich verloren. Sie wird auf dem Friedhof buchstäblich vom Erdboden verschluckt. Wie können wir damit leben? Wie können wir das als Christen bewältigen? Ich habe darauf keine Patentantwort. Ich möchte Sie aber ein wenig teilhaben lassen an einigen Gedanken, die mir in dieser Lage geholfen haben. Diese Gedanken entnehme ich der Philosophie des französischen Existenzdenkers Gabriel Marcel.

Jetzt kann ich beinahe schon in einigen Gesichtern lesen: Philosophie? Jetzt wird es kompliziert! In unserer Katholischen Akademie in Stapelfeld, wo ich viele philosophische Vorträge halte, bekomme ich manchmal mit einem ironischen Augenzwinkern zu hören: Philosophie – ist das nicht die Kunst, das Unbegreifliche in das Unverständliche zu übersetzen? Aber nicht um eine Philosophie dieser Art geht es mir. Hermann Krings, ein bedeutender zeitgenössischer Philosoph, hat einmal scherzhaft gesagt: *Philosophie ist das, was kein Mensch versteht, es sei denn, er ist Philosoph. Wer aber ist Philosoph? Prinzipiell jeder!* Und darum geht es Philosophen wie Gabriel Marcel – um eine Philosophie, die prinzipiell jeder versteht. Weil sie uns alle in unseren wichtigsten Lebensfragen angeht; weil sie uns helfen kann, uns selbst in unserem Menschsein besser zu verstehen. Und das betrifft vor allem die Schlüsselerfahrung, die uns vor die abgründigsten Fragen stellt. Das alte Osterlied, das ich in der Überschrift zitiert habe, beschreibt sie so: „Was im Tode scheint verloren...“

Die Liebe sagt: Du wirst nicht sterben! (Gabriel Marcel)

Es war ein solcher Verlust, der Gabriel Marcel zur Philosophie geführt hat. Er hatte als kleiner Junge seine Mutter verloren. Das Milieu, in dem er aufgewachsen war, bot ihm keinen Halt: ein großbürgerliches Ambiente, in dem die Kultur zwar großgeschrieben, die Religion aber weitestgehend kleingeschrieben wurde. Gott war kein Thema. Und auch der Ausblick auf ein ewiges Leben, ein Wiedersehen nach dem Tod war durch ein atheistisches Denken versperrt. Marcel nennt diese Haltung später das *Dogma der Endgültigkeit des Todes*.

Das bedeutet: Es gibt nur dieses eine Leben! Wir haben nur uns selbst, so wie wir uns jetzt begreifen. Es gibt kein Wiedersehen. So bekam es der kleine Gabriel mehr oder weniger deutlich zu hören. Die Mama kommt nicht zurück! Finde dich damit ab. Aber genau das wollte er nicht! Das konnte er nicht. Etwas in ihm begann gegen die angebliche „Endgültigkeit des Todes“ zu rebellieren. Marcel wird dies als Philosoph seine *prophetische Intuition* nennen. Die Rätselhaftigkeit des Todes wird zu einem Schlüsselthema seiner gesamten späteren Philosophie. Es gab noch ein zweites wichtiges Erlebnis für ihn: Während des Ersten Weltkrieges arbeitet er beim Suchdienst des Roten Kreuzes. Er muss die Namen von Soldaten und Zivilopfern in Karteikarten einpflegen, die als vermisst gelten. Diese Arbeit erschüttert ihn, weil er spürt: Für die Verwaltung ist dieses Schicksal nur ein Name, eine Registernummer. Wer vermisst schon eine Registernummer? Das kennen wir ja auch aus unserer modernen Massengesellschaft heute, wo wir als Kundennummer, als Rechnungsnummer oder als Steuernummer geführt werden. Und wenn wir einmal das Zeitliche gesegnet haben, wird die Nummer einfach durch einen Knopfdruck gelöscht. Wieder diese Erfahrung: Menschen werden vermisst. Menschen gehen verloren. Eine Lebensgeschichte geht zu Ende. Und wir streichen sie einfach aus der Kartei. Und wieder sperrt sich etwas in Gabriel Marcel. Diesem Widerstand spürt er nach und macht daraus eine Philosophie des Todes. Besser sollte man sagen: eine Philosophie der Liebe. Das Ergebnis seiner tiefgründigen Überlegungen lässt sich so ausdrücken: Auch, wenn äußerlich alles dafür spricht, dass Menschen im Tod für immer verloren gehen – die Liebe sieht noch etwas anderes. Die Liebe sagt uns mehr darüber. Die Tränen, die wir um einen geliebten Menschen vergießen, schmecken nicht nur nach Salz. Sie legen uns den Geschmack einer tieferen Sehnsucht auf die Zunge. Sie kennen vielleicht das berühmte Zitat, diesen wunderschönen Satz, der sich in Marcells philosophischen Werken, aber auch in seinen Bühnenstücken findet: „Einen Menschen lieben heißt, ihm sagen: Du wirst nicht sterben!“

Drei Gedankenschritte über den Tod hinaus

Ich lade Sie ein, dass wir diesen grandiosen Gedanken einmal auf uns selbst anwenden, auf unsere eigene Erfahrung mit den großen Verlusten. Ein Mensch geht verloren. In Gedanken stehe ich wieder vor dem Grab meiner Mutter. Es ist der Tag der Beisetzung. In wenigen Minuten wird der Sarg in die Erde eingesenkt. Drei hilfreiche Gedankenschritte haben mir damals die Kraft gegeben, diesen Abschied gut durchzustehen. Mit Gabriel Marcel konnte ich mich erfolgreich gegen dieses grausame Dogma von der *Endgültigkeit des Todes* wehren. Es ist uns allen näher, als wir vielleicht denken. Denn wir sind ja alle Kinder der *entzauberten Welt* (Max Weber), in der nur das zählt, was sich zählen, was sich durch Zahlen und Berechnungen beweisen lässt. Bei Trauerbesuchen bekomme ich auch von gläubigen Christen zu hören: Auferstehung? Ein Wiedersehen nach dem Tod? Also ich weiß nicht... Es ist ja noch keiner zurückgekommen. In erstaunte Gesichter schaue ich jedes Mal, wenn ich Widerspruch anmelde: Doch, einer ist ja zurückgekommen! Das provoziert Gegenfragen: Ehrlich? Wer denn? Die Antwort des Glaubens erscheint dann vielen als mythologisch: Jesus Christus? Ach so, das ist ja etwas ganz Anderes. Damit Sie mich nicht missverstehen: Ich mache das niemandem zum Vorwurf. Wir tragen eine Spur dieser Skepsis mehr oder weniger alle in uns. Gabriel Marcells Philosophie der Liebe ist ein heilsames Gegenmittel gegen die erdrückende Trostlosigkeit des Todes.

Ich nenne als ersten heilsamen Gedanken: Die Liebe bezieht sich immer auf die *Person*. In dem Sarg damals befand sich der Körper meiner Mutter. Entsetzlich die Vorstellung, dass ihr Leib sich einmal in seine biochemischen Bestandteile auflösen sollte. Da ging mir auf: Ich liebe doch nicht

den *Körper* meiner Mutter! Ich liebe meine *Mutter*! Das ist doch ein erheblicher Unterschied, der unmittelbar einleuchtet. Die Liebe bezieht sich auf die Person, nicht auf die Biochemie eines Menschen, so wichtig diese auch ist. Aber die Liebe und der Tod sind mehr als eine biologische Tatsache. Der Körper eines Menschen mag eine biochemische Einheit sein, die sich auf dem Friedhof langsam auflöst. Aber dieser Mensch war nicht nur sein Körper! Sie können sich das auch mit einem etwas freundlicheren Beispiel verdeutlichen: Ich möchte den Atheisten und Materialisten sehen – und davon erlebe ich bei unseren Stapelfelder „Un-Glaubensgesprächen“ reichlich – der als Vater oder Großvater einen Säugling auf dem Arm trägt und dabei ausruft: *Na, du süße kleine Kohlenwasserstoffeinheit...!* Das glauben Sie doch nicht im Ernst! Etwas in uns sagt, dass es hier um mehr geht.

Zweitens: Die Liebe schließt immer *Gegenseitigkeit* ein. Wenn ich einen Menschen liebe, dann ist das ja nicht nur ein tiefes Gefühl, das ich in mir trage. Die Liebe ist auch nicht nur ein Produkt meines Gehirns. Das behaupten zwar manche Hirnforscher. Aber das Feuer der Neuronen, die Reizung meines limbischen Systems – das ist noch keine Liebe, sondern höchstens ein Korrelat der Liebe, ein Begleitphänomen. Um es etwas anschaulicher zu sagen: Stellen Sie sich Hildegard und Helmut vor, die seit Jahren verheiratet sind. Eines Tages will Hildegard wieder etwas Schwung in die Beziehung bringen und ruft aus: Helmut, ich liebe dich! Und Helmut entgegnet ganz trocken: Ich mich auch! Das ist die Logik derer, die nur an das *Gefühl* der Liebe glauben, aber nicht an die Liebe. Liebe – das ist Gegenseitigkeit. Ich erfahre mich als Du – und umgekehrt. Eine solche Liebe, die auf einer tiefen Gegenseitigkeit beruht, ist keine Eintagsfliege. Sie stirbt nicht einfach mit den tausend Schmetterlingen, die frisch Verliebte für eine Weile im Bauch spüren. *Alles besiegt die Liebe*, sagt der römische Dichter Vergil. Wenn das so ist, gilt das nicht auch für Raum und Zeit? Wer kann denn definitiv behaupten oder gar beweisen, dass diese Verbindung mit dem Tod einfach abreißt? Mit dem Tod ist offenbar nicht alles aus! Zumindest die Liebe geht über den Tod hinaus.

Der dritte Gedanke lautet: Die Liebe schenkt eine neue Weise der Gegenwart. Was heißt eigentlich Gegenwart, *gegenwärtig*? Die Gegenwart der Liebe ist mehr als eine biologische Tatsache. Dazu ein Beispiel: Ich sehe Sie alle jetzt hier in der eindrucksvollen Laurentius-Kirche vor mir. Sie sind körperlich anwesend, in biologisch-physikalisch greifbarer Gestalt. Aber ob Sie auch innerlich *dabei sind*, ob Sie sich während dieser langen Predigt nicht doch hin und wieder kleine geistige Spaziergänge gönnen, weiß ich natürlich nicht. Ihre Gegenwart, Ihre Präsenz ist also mehr als ein räumlich-physikalisches Faktum. Sie können *geistig* ganz woanders sein. Oder ein zweites, positives Beispiel: Wenn Sie einem Menschen wirklich in tiefer Liebe verbunden sind, dann tut jede Trennung weh. Aber über die Trennung hinaus, sind Sie einander doch nahe. Sie können geographisch tausende von Kilometern getrennt sein. Innerlich sind Sie bei dem geliebten Menschen. Was macht er jetzt? Was denkt sie gerade? Und manchmal können Sie diese Verbundenheit auch spüren. Gabriel Marcel nennt dies sogar eine *Kommunion*: die Erfahrung einer Gemeinschaft, die ich auf der Ebene naturwissenschaftlicher *Probleme* nicht erkennen kann. Ich muss etwas vom *Geheimnis* des Lebens verstehen, um solche Erfahrungen zu machen.

Das Leben nicht nur verlängern, sondern vertiefen

Was hat unser Ausflug in die französische Existenzphilosophie nun gebracht? Einen Beweis? Ganz sicher nicht! Bewiesen ist damit nichts! Aber das gilt für alle großen Themen des Lebens. Was im Leben wirklich zählt, lässt sich nicht beweisen, aber bezeugen! Wie wollen Sie die Liebe beweisen? Die großen Wahrheiten unseres Lebens brauchen Zeugen. Marcells Philosophie der Liebe ist

eindrucksvoll, nachdenklich stimmend und vielleicht sogar plausibel. Aber sie ist eine Ansammlung von Gedanken. Marcel ist Christ geworden, weil er in der katholischen Kirchen gelebte Antworten auf seine Fragen gefunden hat; Überzeugungen, die er mit anderen teilen, feiern und leben konnte – so wie wir. Dazu gehört die christliche Überzeugung, dass jeder Mensch in den Augen Gottes eine unverlierbare Bedeutung hat. Wir gehen nicht verloren!

Davon erzählt das Johannesevangelium in einer Perikope, die wir nach katholischer Leseordnung an diesem Sonntag gehört haben (Joh 11, 1-45). Es geht um Lazarus und um seine Schwester Martha, die uns modernen Menschen irgendwie nahe ist. Wir leben heute in einer Kultur der *Macher*, des *Machens* und der *Machbarkeit*. Martha ist eine sympathische Macherin. Sie gehört zum engsten Freundeskreis Jesu. Aber sie glänzt gerne als die perfekte Gastgeberin, die alles im Griff hat. Sie *macht* das Essen, sie *macht* ihre Arbeit, sie ist so in ihre eigenen *Machenschaften* verstrickt, dass sie am Leben oft vorbeilebt. Und das macht sie unzufrieden. Sie poliert den festlichen Rahmen und dabei verpasst sie das Fest der Begegnung. Als ihr Bruder gestorben ist, begegnet sie Jesus mit einem latenten Vorwurf. Herr, wenn du hier gewesen wärst, dann hätten wir doch etwas *machen* können. Das ist eigentlich ein typisch moderner Gedanke: Wie lässt sich Leben verlängern? Was können wir da noch machen? Aber das ist nicht die Frage Jesu. Sein Thema lautet: Wie lässt sich Leben vertiefen? Und so macht er zunächst einmal nichts. Er weint um Lazarus. Und dann? Dann ruft er ihn bei seinem Namen, als wollte er sagen: Hier ist etwas, das über das physische Leben hinausgeht. Die Beziehung, die sie verbindet, geht über den Tod hinaus. Und damit wir alle sehen, was Leben überhaupt ist, ruft Jesus Lazarus zurück; in das Leben, das jetzt schon mehr ist als nur ein biologisches Faktum. Leben – das ist Beziehung, das sind Begegnungen, die in die Tiefe gehen.

Mit Jesus in die Tiefe gehen: das Leben der Getauften

Und das ist doch genau das, worum es den Christen geht: um ein Leben mit Tiefgang. Darum bin ich Priester geworden. Ich möchte ein Leben mit Tiefgang führen. Wie sagt es Franz Kamphaus so schön: Taufe, das ist mit Jesus in die Tiefe gehen. Es hat mich sehr gefreut, von meinem Kursmitbruder Pfarrer Ralph Forthaus zu hören, dass Sie damit auch in Ihrem Pastoralplan umgehen: Es geht Ihnen um das Zeugnis der Getauften und darum, ein Leben zu bezeugen und vorzuleben, das einen unendlichen Mehrwert hat. Die Taufe kann helfen, das Leben zu vertiefen. Und darüber sollten wir noch mehr miteinander ins Gespräch kommen: Welche Bedeutung hat es für mich, getauft zu sein; ein Leben mit Tiefgang zu führen? Wo und wie erfahre ich diese Tiefe? Wie könnten und wo sollten wir das Leben unserer Gemeinde noch vertiefen? Die Taufe, das ist ein großes Geschenk, das uns mit unseren evangelischen Glaubensgeschwistern verbindet. Es gibt darüber hinaus aber einen weiteren Aspekt, der mich für unsere katholische Tradition besonders dankbar sein lässt. Das ist der Brauch, für unsere Verstorbenen Messen zu feiern. Für mich persönlich ist die Eucharistiefeier eine ganz wichtige Lebensbrücke zu „meinen“ Verstorbenen. Das klingt bereits in der Jesaja-Tradition an – wir haben es in der wunderschönen Lesung gehört: *Kann denn eine Frau ihr Kind vergessen, eine Mutter ihren einzigen Sohn. Und selbst, wenn sie ihn vergessen würde, ich vergesse dich nicht!* (Jes 49, 14-16a)

„Wir sprechen uns wieder!“

Ja, Gott vergisst uns nicht. Und das kommt auch darin zum Ausdruck, dass wir die Namen unserer Verstorbenen in unser Hochgebet einfügen, kurz nachdem die Einsetzungsworte der Eucharistie erklingen sind. *Tut dies zu meinem Gedächtnis*, das will doch sagen: Wir denken an Jesus Christus.

Aber dieses Gedenken ist keine Einbahnstraße. Er denkt auch an uns. Er erinnert sich auch an unsere Verstorbenen und lässt sie nicht allein in der Dunkelheit des Grabes. Ich finde das unendlich tröstlich. Allein das ist für mich schon ein guter Grund, die Eucharistie oft und gerne zu feiern. Sie lässt unter uns die Liebe aufleben, die stärker ist als der Tod. Das ist mir auf humorvolle Weise an meiner verstorbenen Großmutter deutlich geworden. Sie war eine liebevolle und fromme, aber manchmal auch etwas schwierige Frau. Zu ihren besonderen Eigenheiten gehörte ihre Überempfindlichkeit. Das führte dazu, dass sie sich mindestens einmal im Jahr von uns verabschiedet hat, und das fünfundzwanzig Jahre vor ihrem Tod. Ihr typischer Satz lautete dann: *Nächstes Jahr habt ihr mich nicht mehr!* Entscheidend ist der Nachsatz, bei dem ich immer schmunzeln musste: *Nächstes Jahr um diese Zeit habt ihr mich nicht mehr. Wir sprechen uns wieder.* Ich dachte nur im Stillen: Irgendwie hat sie recht: Weil die Liebe stärker ist als der Tod, sprechen wir uns einmal im Licht Gottes wieder und sind wir schon jetzt verbunden, wenn wir im Namen Jesu versammelt sind. Wir sprechen uns wieder, wir sehen uns wieder und werden dann vielleicht das Osterlied miteinander singen, auf das ich mich jetzt schon freue: *Was im Tode scheint verloren, wird in Christus neu geboren. Halleluja, Jesus lebt. Amen.*

Pfarrer Dr. Marc Röbel
Katholische Akademie Stapelfeld